

Reise in ein verwunschenes Land

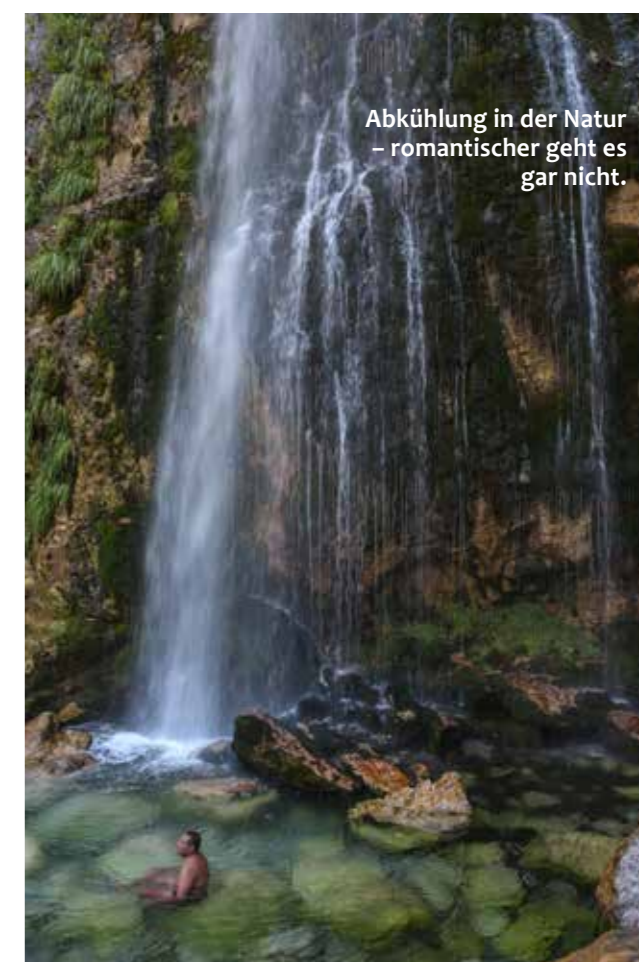
Albanien ist ein Land der Gegensätze – mit uralten Traditionen und doch auf dem Weg in eine moderne Zukunft.

Text & Fotos: Martin Zinggl

Die Landschaft ist beeindruckend, macht den Bewohnern das Leben aber nicht leicht.



Dieser Baum trotzt seit Jahrhunderten den Elementen.



Abkühlung in der Natur – romantischer geht es gar nicht.

Dass er fernab vom Schuss lebt, weiß der Albaner Ajet Malaj, aber das ist dem Bergbauern auch recht so. Auf seiner Sommeralp an den Hängen außerhalb des Valbona-Tales, wandert sein stauender Blick auf die grazen Finger seiner Enkelin Arsa. Unterschiedlicher könnten die Hände der beiden kaum sein. Während seine 73 Jahre alten Kuppen verhornt und schwarz, die Finger schwielig und gestählt von jahrzehntelanger Arbeit auf der Alm sind, spielt die Achtjährige mit ihren aufgeklebten, rotlackierten Fingernägeln aus Kunststoff. Der ergraute Mann runzelt die Stirn und wiegt den Kopf, bevor er gebückt in seine Holzhütte wankt. Mit einer Flasche Selbstgebranntem kehrt er zurück und begrüßt seine Gäste mit jener raumgreifenden Geste, die verrät: „Willkommen daheim!“

Ajet Malajs Blockhaus gehört Gott und dem Gast – so besagt es der Kanun, das uralte Gewohnheitsrecht des albanischen Berglandes. Dasselbe Rechtssystem, das Familie, Erbschaft, Jagd und Handel regelt, sowie Mord, Ehre und Blutrache –

bis zum heutigen Tag. Immer noch verstecken sich Hunderte Männer aus Angst vor Vergeltung einer Bluttat, mit der sie meist nichts zu tun hatten und die Jahrzehnte zurückliegt, die aber immer noch gesühnt werden muss. Gegen die archaische Vorstellung, dass erst dann Ehre und Gleichgewicht wiederhergestellt sind, ist selbst der Staat hier oben machtlos. Sippen und starke Stammestraktionen haben sogar den Kommunismus überlebt und bieten in Nordalbanien mehr Rückhalt und Schutz als Richter und Gesetzbücher.

Während Malajs Frau Hajrie türkischen Kaffee in Porzellانتassen serviert, steckt sich der Hausherr eine Zigarette an und erzählt. „In der Früh führe ich meine Schafe hinauf, am Nachmittag hole ich sie wieder runter, um sie vor Wölfen zu schützen. Jeden Tag!“ Die Monotonie in seinem Leben findet er jedoch genauso schön wie seine Alm, die Ziçi heißt und die nur selten Besucher bekommt, es sei denn, jemand beauftragt den alten Malaj, Milch oder Käse für die Wirtschaften im Valbona-Tal zu produzieren. „Alle hier leben vom Tourismus“, sagt er.

Seitdem der beliebte Fernwanderweg Peaks of the Balkans im Dreiländereck Kosovo, Montenegro und Albanien durch Valbona führt, verändert sich die Ortschaft rasant. Fördergelder haben geholfen, dass mittlerweile eine asphaltierte Straße durch das Tal führt, Minimärkte, Restaurants und Touranbieter eröffnet haben. Beinahe jedes Haus bietet Zimmer und Verköstigung an und einige verspürten den Drang, als Beweis ihres neuerworbenen Reichtums Protzbauten zu errichten.

Blickt man in die Nachbardörfer und -täler, sieht die Welt anders aus: kein Strom, kein Wasser, kein Telefon – und kein Tourismus. Bilder eines Albanien wie zu Zeiten des britischen Dichters Lord Byron, der Anfang des 19. Jahrhunderts das Land bereiste und mit seinen Schilderungen eine Sehnsucht unter anderen Abenteurern auslöste. „So viel ich mit meinen Augen gesehen habe, kann ich nur Gutes über sie (Anm.: die Albaner) reden.“ Die Bewohner Valbonas haben erkannt, dass mit den Touristen Geld in ihr Tal kommt und sich darum dem Lauf der Neuerung ergeben. Wellness-Hotels, Fastfood-Ketten und Seilbahnen >

> bleiben bisher aus. Noch spaziert man zeitig in der Früh im ausgetrockneten Flussbett und wäht sich in jener Zeit, als hier ein tosender Fluss durch das Tal führte und nicht ein armseliges Rinnsal wie heute. Die ausgewaschenen und ausgebleichten Steine zeugen davon. Noch weckt das Konzert der Natur das Tal auf altmodische Art und lädt zum Träumen ein: Vögel zwitschern, Krähen krähen, Hunde bellen, Hummeln brummen, Bienen summen, ein Specht klopft an seinem Fichtenstamm herum, ein Hahn schreit und irgendwo wiehert ein Pferd. Weit weg plätschert ein Bach ins Tal. Dazwischen säuselt der Wind leise, trägt den Geruch von Kuhfladen und Pferdemist von den Weiden, den Duft frisch gebackenen Brotes aus den Küchen. Kühl ist es an diesem Morgen und auch ich warte sehnsüchtig darauf, dass die Sonne über die Kämmen tritt, das Tal und meine müden Knochen wärmt. Sie lässt sich bitten, erst um halb sieben blinzeln die ersten Strahlen über die zerklüfteten Bergspitzen. So wild und rau die Natur, so warm und lebensfreundlich das Licht, denke ich. Zeit, aufzubrechen.

Dori leistet keinen Widerstand. Schon lange nicht mehr. Seit mindestens einem Jahrzehnt kennt der sechzehnjährige Gaul das immergleiche Prozedere, das er in voller Lethargie über sich ergehen lässt: Gepäck aufladen und festzurren.

Stück für Stück, Kilo für Kilo, Tag für Tag. Während sich an Doris Hintern monströse Bremsen zu schaffen machen, brennt die Sonne bereits auf das Valbona-Tal herunter, hat sich innerhalb einer Stunde von einem Knochenwärmer in einen Kochtopf verwandelt. Über dem linken Ohr des Packpferdes qualmt die Zigarette von Tomim Jaboni, den hier alle Toni nennen, darum will auch ich das tun. Wie ein Pferdeführer sieht der 50-Jährige nicht aus: Jeans, kariertes Hemd und Sneakers. Eigentlich unterrichtet Toni Hauptschüler in Shkodra, doch während der Sommerferien kehrt der schlaksige Mann in sein Heimatdorf zurück, um mit seiner Dori Gepäckstücke für Touristen zu transportieren, die den Peja-Pass überqueren wollen – ohne Zusatzgewicht am Buckel. „Als Lehrer verdiene ich keine 500 Euro im Monat“, sagt Toni, „mit Dori schaffe ich drei Mal so viel.“ Vor ihm und seinem Pferd liegt ein Marsch von sieben Stunden. Knapp eintausend Höhenmeter hinauf bis zum Karstplateau Runica, dann wieder knapp eintausend Meter abwärts bis ins Theth-Tal.

Die wunderschöne Landschaft aus Kalkstein, Kiefern, Tannen und Moos entschädigt für Hitze, Staub und die vielen Bremsen, die zwischen Pferden und Menschen hin und herfliegen. Unterwegs erzählt Toni von seinem kleinen Stück Land in Shkodra, von albanischen Lite-

raten, die er den Schulkindern schmackhaft zu machen versucht, vom köstlichen Olivenöl Albanien und davon, dass die Schneefelder unterhalb der Gipfel immer weniger werden. Auf halber Strecke gönnen sich die Pferdeführer ein Frühstück: pechschwarzer Kaffee, selbstgedrehte Zigaretten, Bier und Raki. „Die Knie“, sagt Toni in bescheidenem Ton und streicht darüber, „sie schmerzen.“ Aber sie halten, das müssen sie auch. Heute, morgen und bis zum Saisonende. Zumindest bis Theth.

„Kein anderer Ort, an dem Menschen leben, vermittelt solch einen Eindruck majestätischer Abgeschiedenheit vom Rest der Welt“, schreibt die britische Ethnologin und Balkanreisende Edith Durham Anfang des 20. Jahrhunderts über Theth. Eine Aussage, die heute noch gilt und die verschlafene Idylle kaum besser beschreibt. Über den Peja-Pass bedeutet „hinter dem Mond“: kaum Anzeichen menschlicher Zivilisation. Am Ende der Talflucht, entlang einer Felsenschlucht, durch die der wilde Shala fließt, versteckt sich das Dorf Nderlyaj. Darin ein fünfhundert Jahre alter Hof aus Stein, der vermutlich niemals einen Preis in Gemütlichkeit gewinnen wird, dafür punktet er mit Charme – und mit dem Stück Land, das ihn umgibt. Ein Erbstück. Drei Mal ausgebrannt, drei Mal wieder aufgebaut. Unbeugsam wie seine Bewohner: Familie



Rast an ungewöhnlicher Stelle und mit beeindruckender Aussicht.



Kleinode finden sich in Albanien vor allem im Hinterland.



Das Leben scheint hier einen anderen Gang zu gehen als anderswo.



Pferde müssen das schwere Gepäck der Touristen die steilen Pfade hinaufschleppen.

Nika, mittlerweile in dritter Generation. Und dort, in einem der hintersten Winkel des Landes, warten Albanien's gesamte Weisheiten verkörpert durch Ded Nika, einem gedrunenen, aber bärenstarken Mann mit stets geröteten Wangen, als käme er gerade von einem Spaziergang an der frischen Luft zurück. Unter der Laube in seinem Garten philosophiert der 53-Jährige und klopft Sprüche wie: „Die Sonne daheim wärmt mich besser als die Sonne anderswo“ oder „Ein Adler verlässt sein Nest nicht gern“. Darum verlässt er es nur, wenn es wirklich sein muss. Etwa wenn Temperaturen weit unter Null und meterhoher Schnee im Winter ein Überleben beinahe unmöglich machen. Dann übersiedeln der Bergbauer, seine Mutter, seine Frau, die vier Kinder und 64 Schafe ins Winterquartier in die nordalbanische Metropole Shkodra. Zwei Tage lang dauert die Wanderung über die Berge mit der Viehherde. Spätestens im April besiedelt er wieder den Hof in Nderlyaj, bestellt die Felder, füttert und melkt sein Vieh, produziert Schafkäse, Honig und Raki, wirft seine Netze aus, um Wildforellen im eiskalten Fluss zu fangen. Vor einigen Jahren legte eine Reiseagentur Nika nahe,

ein bisschen mehr Komfort für seine Besucher bereitzustellen, da sonst sogar die ohnehin wenigen Touristen ausbleiben würden. Widerwillig ließ sich der Landwirt zur Installation einer Solaranlage erweichen, seitdem gibt es Warmwasser auf seinem Hof, aber Klobrillen gibt es immer noch keine. „Wer es bis zu mir schafft, bekommt ein Stück Ursprung zu spüren“, sagt Nika. Ihm, für den Nichtstun eine Belastung und Warten eine Qual bedeutet, ist dieses Stück Land heiliger als die Jungfrau Maria, zu der er täglich betet. Die Erde in seinem Garten birgt Schätze, die für den Selbstversorger lebensnotwendig sind. Alles, was der Boden gibt, wird verarbeitet und hilft beim Überwintern. Darauf ist Nika stolz bis in die Zehenspitzen. Und außer Stolz besitzt er nicht viel, davon allerdings reichlich. Denn Reichtum und Armut sind in Albanien bekanntlich Zwillinge. „Wir arbeiten wie Sklaven und essen wie Könige“, sagt Nika und zeigt auf seinen Garten, in dem alles wuchert, was wachsen kann. Die Lebensmittel, die mit Liebe zu Speisen bereitet werden, schmecken so, wie sie angepflanzt und geerntet wurden: bio und na-

türlich. Pestizide sind ein Fremdwort im Theth-Tal und das Ergebnis lässt sich, je nach Saison, sehen: Salat, Zwiebeln, Melanzani, Kohl, Mais, Paprika, Karotten, Knoblauch, Kartoffeln, Lauch, Tomaten, Bohnen, Zwetschken, Äpfel, Kornelkirschen – und Mirabellen. Aus letzteren zaubert der Landwirt, Hirte, Imker, Fischer und Winzer einen Schnaps, zu dem er Schafkäsewürfel und frisch geerntete Gurken serviert. „Nicht der Magen trinkt, sondern der Verstand!“, sagt Ded Nika beim Heben des ersten Glases Raki, der ab dem zweiten Schluck deutlich besser schmeckt. „Die Schultern der Berge und die Schultern der Albaner sind nie gebeugt!“, protestiert er zur zweiten Runde, die sogar zum Genuss wird. „Ich hoffe, du lebst so lange wie der Berg!“, ruft er schließlich beim dritten Glas, bevor er es auf einem Untersetzer aus weißer Spitze auf einer Tischdecke aus Plastik absetzt. „Spätestens morgen bereue ich die drei Gläser“, denke ich. Aber in Albanien bereut bekanntlich nur, wer zögert. ┘

Diese Reise wurde unterstützt von Weltweitwandern.